



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Der Roman

**Keiter, Heinrich
Kellen, Tony**

Essen, 1908

V. Die Darstellung der Zeit

urn:nbn:de:hbz:466:1-34214

V.

Die Darstellung der Zeit.

Mit der vollständigen Schilderung der Außenwelt muß sich die Darstellung eines umfassenden Zeitbildes verbinden. Der Dichter muß ein Bild der Zeit vor uns aufrollen, gleichsam den Inbegriff des wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und geistigen, auch wohl des politischen Lebens einer bestimmten Periode. Jeder echte Roman ist also kulturhistorisch; er ist es, ohne es sein zu wollen. Eigentlich wäre somit dies Kapitel sehr kurz, denn es stützt sich lediglich auf das Gesetz der Objektivität. Dennoch dürfte es nicht unnötig sein, gegenüber den zahllosen Ausschreitungen der Romandichter, auf die wahren Mittel der poetischen Kulturgeschichtsschreibung hinzuweisen.

Da gilt denn das Gesetz, daß das Zeitbild sich ebenso zwanglos, unabsichtlich aus dem Romanganzem ergeben muß, wie das Weltbild. Jede Absichtlichkeit, die die Selbständigkeit des Kunstwerks gefährdet, ist zu vermeiden. „Niemals darf die Absicht des Autors, ein Kulturgemälde zu entrollen, aufdringlich in den Vordergrund treten“ (Gottschall). Er darf eben nicht arbeiten wie der Historiker. Denn Absicht und Mittel des Dichters und des Geschichtsschreibers sind durchaus verschieden. Der letztere verfolgt bei seiner Darstellung zunächst einen praktischen Zweck. Der Dichter kennt einen solchen nicht. Der Historiker will die Zeit darstellen; ihm kommt es darauf an, all die tausend verschiedenen Züge, die eine Periode charakterisieren, in einem Bilde zu vereinen; der Dichter aber will nur *H a n d l u n g e n* darstellen. Diese wurzeln mit ihren Motiven in den Verhältnissen der Zeit, somit wird er, weil sein Werk eine Menge von Handlungen enthält, ohne seinen Willen ein Gemälde der Zeit entrollen. Daraus geht hervor,

wie verschieden die Mittel beider Darsteller sein müssen, und wie verkehrt es ist, wenn der Dichter mit den Mitteln der Geschichtsschreibung arbeitet. Des Historikers Darstellung ist allgemein; er gibt alles in abstracto. In seiner Darstellung figurieren nicht die Menschen, sondern die Leidenschaften und Neigungen der Menschen. Er trennt sie von ihrem Träger. Will er eine frankhafte Zeitrichtung charakterisieren, so zeichnet er ihr Auftreten in großen Zügen.

Der Dichter aber nimmt gerade das Individuum als Vorwurf seiner Darstellung. Er weiß gar wohl, wie sehr der einzelne mit der Gesamtheit verwachsen — er genügt daher seiner Aufgabe vollständig, wenn er den „Werther“ schreibt, um die Zeit zu schildern. Somit gibt er, dem ja alle Stände und Menschen zur Verfügung stehen, im Rahmen der Handlung ein reiches Gemälde der verschiedensten Individuen.

Da aber Personen Gegenstand der Darstellung des Dichters sind, und diese Personen nur handelnd bei ihm auftreten, und die Ursachen der Handlungen in der Zeit begründet sind, so wird ein umfassendes Zeitbild entstehen auch gegen den Willen des Dichters.¹⁾

Die Konsequenz, die sich aus diesen Sätzen ergibt, ist klar. Der Dichter darf die Schilderung der Zeit nie selbst in die Hand nehmen, d. h. dem Historiker ins Handwerk pfuschen. Er darf weder selbst eine Schilderung der Zeit versuchen, noch sie durch den Mund der Personen geschehen lassen.

Viele Romandichter scheinen für diese Forderung der Dichtkunst nicht das mindeste Verständnis zu haben. Nicht allein füllen sie ihre Werke mit kulturgeschichtlichen Details in schreckenerregender Fülle, sondern lassen auch ihre Personen Gespräche führen, die augenscheinlich nur dazu dienen, die Zeit zu schildern. „Da muß der eine (der sein Werk einen historischen Roman nennt), einen halben oder einen ganzen Bogen mit dem Ausmalen dieser oder jener geschichtlichen Situation füllen, als ob er nicht einen Roman, sondern eine Doktordissertation schreibe“ (Spielhagen). Der andere nennt sein Werk ein

¹⁾ „Der Mensch denkt, fühlt und handelt aber nur im Verbande mit seinen Zeitgenossen, darum muß sich im Roman auch ein Kulturgemälde des Jahrhunderts entrollen.“ (Mähly: Der Roman des 19. Jahrhunderts. S. 5.)

Sittengemälde, und füllt Seite auf Seite mit Schilderung fremdartiger oder altertümlicher Gebräuche. Ein dritter endlich schreibt „soziale“ Romane und langweilt uns mit Erörterungen über Gefängniswesen, Gerichts-Verfahren, über die Rechte des einzelnen und der Gesellschaft usw. Beispielsweise sei nur erwähnt, daß Brachvogel in „Friedemann Bach“ nahezu 100 Seiten für Ausmalung der historischen Situation verwendet; daß Rousseau in der „Neuen Heloïse“ von den 290 Seiten des zweiten Bandes über 200 Seiten der Schilderung Pariser Zustände widmet. Manche historischen Romane gehören auf diese Weise „zur Gattung jener Mischlinge, bei denen man nicht weiß, wo die Wissenschaft aufhört und wo die Phantasie anfängt“. (Lindau: Literaturgeschichtliche Aufsätze, S. 31.)

Ferner vergleiche man hierzu die Romane von Bulwer, Scott, Sue, Brachvogel, Sealsfield usw.

Spielhagen entrollt ein farbiges Gemälde der vormärzlichen Zeit in seinem ersten Roman, den „Problematischen Naturen“, ein prächtiges Bild der Erhebung von 1848 in „Die von Hohenstein“, ein umfassendes Gemälde in „In Reich und Glied“ und „Hammer und Amboß“.

Großes in Schilderung der Zeit hat Freitag in seinem Romanzyklus „Die Ahnen“ geleistet. Er hat sich die Aufgabe gestellt, auch die fernste deutsche Vergangenheit dichterisch vorzuführen. Sehr nahe lag die Gefahr, belehrend anstatt anschaulich zu wirken. Er hat mit vieler Kunst die Klippe vermieden. Aber seiner Gestaltungskraft sind in diesem Werke doch erhebliche Hindernisse gelegt. Er bewegt sich nicht mit all' der Freiheit, die der Phantasie Lebenselement ist. Warum? Der Grund liegt in dem Mangel eigener Anschauung. Es ist bereits darauf hingewiesen, daß der Dichter nur das wahrhaft poetisch darzustellen vermag, was er selbst erlebt, gehört, gesehen hat. Die Bildung fern liegender Zeiten kann dem Dichter daher nur durch gründliches Studium lebendig werden. Und auch dann im günstigsten Falle nicht so sehr, daß man es der dichterischen Produktion nicht anmerken könnte. Entweder beeinflusst das Studium die Phantasietätigkeit, und dann geht der dichterische Reiz verloren, oder die Gewalt der Phantasie überschreitet die durch das Studium gezogenen Grenzen, dann

ist das Zeitbild nicht mehr treu. Der Wert eigener Anschauung kann deshalb nie hoch genug angeschlagen werden. Wo der Dichter aus dem Vorrat seines eigenen Gedächtnisses schöpfen kann, wo er nicht nötig hat, in Büchern und Denkmälern neue charakteristische Merkmale zu suchen, da wird seine Darstellung echt dichterisch werden.

Kleist's „Michael Kohlhaas“ ist ein wahres Meisterstück in Zeichnung einer wichtigen Periode, ausgeführt mit echt künstlerischen Mitteln. Da sehen wir die Macht des Junkers, der straflos den ruhigen Bürger tyrannisieren kann; wir sehen den Zustand der Rechtspflege und der öffentlichen Sicherheit, die Macht des Kurfürsten von Brandenburg und das Verhältnis des Kaisers zum Reich. Im Hintergrunde erscheint die Gestalt des Reformators. Sein Einfluß beweist, welche Macht seine Bahn gewonnen. Und das Ganze ausgeführt auf kleinstem Raume.

Wenn Konrad von Volanden seiner historischen Erzählung „Otto der Große“ 143 Anmerkungen hinzufügt, um auf seine Quellen zu verweisen, so fragt man sich, weshalb er nicht lieber eine wissenschaftliche Abhandlung geschrieben. Der Roman-
dichter braucht dem Leser seine Quellen nicht nachzuweisen; diese zu erforschen und die Art der Benutzung zu beurteilen, ist Sache des Literaturhistorikers. Ebenso soll man sich hüten, in historischen Romanen lange Zitate einzuschalten.²⁾ Das Material, das der Dichter für einen historischen Roman gesammelt hat, soll er so verarbeiten, daß es mit dem von ihm Erdichteten völlig verschmolzen ist.

VerstöÙe sind in den historischen Romanen sehr häufig. Frehtag entstellt z. B. in den „Mhnen“ die Charaktere deutscher Heiligen und des Apostels von Deutschland. Scheffel entwirft im „Ekkehard“, trotz scheinbarer Quellentreue, ein ganz einseitiges Bild von den Mönchen in St. Gallen.³⁾

²⁾ Vgl. „Otto der Große“ von Konrad von Volanden, S. 127: „Ein gelehrter Zeitgenosse, der Geschichtsschreiber Widukind von Corvey, charakterisiert Otto folgendermaßen“ (folgt ein Zitat von 22 Zeilen). — Ebenda S. 140: „Ein Anhänger des sächsischen Kaiserhauses, Ruotger von Köln, charakterisiert Friedrich also“ (folgt ein Zitat von 21 Zeilen).

³⁾ G. Gietmann: Allgemeine Aesthetik. S. 247.

Unter *Anachronismen* versteht man Entstellungen in der Zeitfolge und den mit der Zeit verbundenen Gewohnheiten. Oft werden sie kaum bemerkt, zumal wenn sie für das Werk nicht von Bedeutung sind, aber ein vorsichtiger Schriftsteller sucht sie doch unter allen Umständen zu vermeiden.

Irrren ist menschlich, sagt ein bekanntes Sprichwort, und wie sehr dies wahr ist, muß zuweilen selbst der gewissenhafteste Schriftsteller zu seinem Leidwesen erfahren, wenn irgend ein Kritiker einen Anachronismus oder sonst einen Schnitzer bei ihm entdeckt hat. Und wenn man alle historischen Romane durchstöbern würde, könnte man sicher ein ganzes Buch mit Anachronismen füllen.

Alexander Dumas Vater war es bei der riesigen Gile, mit der er arbeitete, natürlich nicht möglich, jedes einzelne Wort auf seine historische Richtigkeit zu prüfen, und so hat er sich eine ganze Anzahl Schnitzer zu schulden kommen lassen. So läßt er z. B. Ludwig XIV. auf der Jagd durch ein Kartoffelfeld gehen, obschon die Kartoffeln erst hundert Jahre später in Frankreich eingeführt wurden. In dem Roman „Le Chevalier d'Harmental“, dessen Handlung 1718 spielt, sagt Bübat zu Dubois, seine Mündel male wie Greuze; dieser wurde aber erst 8 Jahre später geboren. Bübat bewundert auch von seinem Zimmer aus die Beleuchtung der Galerien des Palais-Royal, die erst 70 Jahre später angelegt wurden. Auch bei Scribe sind solche Irrtümer gar nicht selten.

Balzac arbeitete viel gewissenhafter, und doch läßt er Watteau einen Fächer für Madame Pompadour malen, die erst im selben Jahre (1721) geboren wurde, wo jener starb. In einem der schönsten Abschnitte der „Légende des siècles“ sagt Viktor Hugo: „Tu rêves, dit le roi, comme un clerc en Sorbonne.“ Diese Rede sollte im Jahre 778 bei der Rückkehr Karls des Großen aus Spanien gefallen sein, und doch wurde die Sorbonne erst 1250 von Pierre Sorbonne gegründet.

Andere Ungenauigkeiten kann man bei Schriftstellern, die viel schreiben, natürlich in großer Zahl entdecken. So läßt z. B. Zola seinen Helden Saccard einen Blick auf das „Kapital“ von Marx werfen; „mais la vue des caractères gothiques le rebuta.“ Nun ist aber das „Kapital“ nicht in deutschen, sondern in lateinischen Lettern gedruckt!